

Bücherwelt

Autor(en): **Müller, Martin / Baum, Angelica / Kerr, Katharina**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **76 (1998)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gespenst der Globalisierung

Ulrich Beck: Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997; 270 Seiten, Fr. 24.–.

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst der Globalisierung! – Von der ständig wachsenden Flut an Neuveröffentlichungen zum Angstthema Globalisierung hebt sich jedoch das neue Werk des deutschen Soziologen Ulrich Beck: «Was ist Globalisierung?» deutlich ab: Denn der Autor betätigt sich in ihm als wahrer intellektueller «Ghostbuster».

Beck ist einer der wenigen Sozialwissenschaftler, der eine breite Öffentlichkeit erreicht. Bekannt geworden ist er 1986 durch das Buch «Die Risikogesellschaft», das wenige Monate nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl herauskam. Auch sein Globalisierungsbuch greift wieder die aktuelle Stimmung der Zeit auf und versucht sie, auf den Begriff zu bringen: Für den Autor ist Globalisierung ein Kennzeichen der «Zweiten Moderne» und damit Thema der von ihm selbst herausgegebenen, gleichnamigen Edition im Suhrkamp Verlag.¹ «Zweite Moderne» ist der Begriff, mit dem Beck den «Möglichkeitssinn» (Musil) für eine Weiterentwicklung der Moderne eröffnen will; und zwar gegen die Fraktion der «Weiter-so-Modernisierer» und zugleich gegen die «Postmodernisten». Die Wahlverwandtschaft zu Jürgen Habermas' These vom unvollendeten Projekt der Moderne ist dabei unverkennbar. Kernfragen der Soziologie der «Zweiten Moderne» sind In-

¹ 1997: A. Giddens: Jenseits von Links und Rechts und U. Beck (Hg.): Kinder der Freiheit.

dividualisierung, «Gesellschaft ohne Arbeit», die ökologische Krise und eben Globalisierung; Prozesse, in denen sich die Strukturen nationalstaatlicher Industriegesellschaften auflösen. Diese Erosion der Selbstverständlichkeiten der «Ersten Moderne» wird aber primär nicht als beklagenswerter Untergang gesehen, sondern es geht Beck um den Blick auf die *Chancen* dieses offenen Übergangs.

«Was ist Globalisierung?» fügt sich nahtlos in dieses Programm ein. Neben dem theoretischen Ziel, die Soziologie aus ihrer nationalgesellschaftlichen Perspektive, dem «methodologischen Nationalismus» herauszuführen, verfolgt Beck darin ein genuin politisches Ziel: «Wie kann das Schreckgespenst Globalismus durch Politik ersetzt werden?» Dazu führt Beck zunächst in die angelsächsische Debatte über das «g-word» ein. In dieser werden schon seit über zehn Jahren die *vielfältigen Dimensionen der Globalisierung* thematisiert: kommunikationstechnische, ökologische, ökonomische, kulturelle und zivilgesellschaftliche Globalisierung. Dagegen scheint die bisherige deutschsprachige Globalisierungsdebatte in einer Paradoxie gefangen: In ihrem Zentrum steht allein die wirtschaftliche Globalisierung, obwohl gerade diese als die umstrittenste Dimension gelten kann.

Um diese Eindimensionalität zu durchbrechen, führt Beck die zentrale Unterscheidung zwischen Globalität, Globalisierung und Globalismus ein: *Globalität* – als wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Erster und Zweiter Moderne – «ist eine nicht hintergehbare Bedin-

gung menschlichen Handelns am Ausgang dieses Jahrhunderts». Nach Beck leben wir längst in einer Weltgesellschaft, in der die Einheit von Nationalstaat und Nationalgesellschaft fraglich wird. *Globalisierung* «meint demgegenüber die Prozesse, in deren Folge die Nationalstaaten und ihre Souveränität durch transnationale Akteure unterlaufen» werden. Das heisst vor allem: «Denationalisierung – die Erosion, aber damit auch mögliche Transformation des National- zum Transnationalstaat». Davon unterscheidet Beck strikt den *Globalismus* – die «Auffassung, dass der Weltmarkt politisches Handeln verdrängt oder ersetzt, d.h. die Ideologie der Weltmarktherrschaft, die Ideologie des Neoliberalismus.» Zu deren Vertretern rechnet der Autor übrigens auch die Koalition von grünen und roten Protektionisten als Gefangene des «verneinenden Globalismus».

Beck unterschlägt nicht die Probleme, die durch die zunehmende Internationalisierung der Wirtschaft gerade auch für die nationale Sozialpolitik entstehen; ebensowenig die zunehmende Macht transnationaler Konzerne. Seine entschiedene Kritik an den Mythen des Globalismus will jedoch «endlich die Debatte über die *politische Gestaltung von Globalisierung* eröffnen». Dazu hält Beck den Irrtümern des Globalismus auch zehn Antworten auf Globalisierung entgegen. Zentrale Idee dieses bunten Gegenprogramms (u.a. Beteiligung der Arbeitnehmer am Produktivkapital, Neuorientierung der Bildungspolitik, Bündnis für «Bürgerarbeit») ist die *Idee des Transnationalstaates*. Als Verneinung des Nationalstaates, aber Bejahung des demokratischen Staats(-begriffes) soll dessen politische Gestaltungsmacht aus transnationaler Kooperation erwachsen. *Europa als politisches Projekt* stellt für Beck den «Laborversuch» eines Transnationalstaates dar, ohne den es keine Antwort auf Globalisierung geben könne.

Leider vertieft der Autor darüber hinaus die innovative Frage nach den *Chancen globaler Subpolitik* in den zuvor selbst aufgezeigten, vielfältigen Ebenen der Globalisierung nicht weiter (z.B. internationale Konsumentenorganisationen als neue Gegenmacht der transnationalen Konzerne?, Entstehung eines globalen Umwelt- bzw. Risikobewusstseins?). Zudem bleibt der Begriff der «Zweiten Moderne» selbst, als theoretischer Bezugsrahmen des ganzen Buches, offen. Aber wenn man die gelungene Öffnung des Blicks auf das mögliche Entstehen einer transnationalen Zivilgesellschaft würdigt und so Becks Berufung auf Imre Lakatos Kriterium der «positiven Problemverschiebung» folgt, wecken diese Einwände eigentlich nur das Interesse auf die weiteren Bände der *Edition Zweite Moderne*².

Becks Buch ist durchweg flüssig und einfach zu lesen. Ob die etwas unklare Gliederung und die damit zusammenhängenden Wiederholungen mit der Unübersichtlichkeit des Modethemas Globalisierung oder mit der erstaunlichen Geschwindigkeit der Buchproduktion des Autors zusammenhängt, sei dahingestellt. Jedenfalls ist «Was ist Globalisierung?» eine gute Einführung in ein schwieriges Thema. Darüber hinaus öffnet dieses «Ghostbuster»-Buch den Blick für die Chancen, die in den vielfältigen Dimensionen der Globalisierung stecken könnten. Vielleicht ist damit ja ein Anfang gemacht, die Globalisierungsdebatte der Linken in Europa aus der Falle des Globalismus herauszuführen. Man stelle sich vor: Aus kollektiver Erstarrung im Bann des «Globalisierungsgespenstes» würde linke *Lust auf Globalisierung* ...

Martin Müller

² zum Thema Globalisierung v.a. «Perspektiven der Weltgesellschaft» und «Politik der Globalisierung» mit Beiträgen von Jürgen Habermas und Ralf Dahrendorf, aber auch von Politikern wie z.B. Oskar Lafontaine.

Krise und sozialer Wandel – eine Medienuntersuchung

Kurt Imhof, Heinz Kleger und Gaetano Romano (Hg.): Krise und sozialer Wandel; Bd. 1: Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit, Zürich: Seismo Verlag 1993 (402 S., Fr. 49.–); Bd. 2: Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Zwischen- und Nachkriegszeit, Zürich: Seismo Verlag, 1996 (293 S., Fr. 42.–); Bd. 3: Vom Kalten Krieg zur Kulturrevolution. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der 50er und 60er Jahre, Zürich: Seismo Verlag, 1998 (S. und Preis offen).

Der Reihe *Krise und sozialer Wandel. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz von 1910–1992* steht folgende These voran: «In Krisensituationen neigen Gesellschaften dazu, den Weg in eine unsicher gewordene Zukunft dadurch wiederzufinden, dass sie die Geschichte der Gegenwart zum Argument der Zukunft machen» (1). Das Erkenntnisinteresse des Projekts richtet sich auf das Ereignis der krisenhaften Entwertung von Ideensystemen in modernen Gesellschaften. Es geht genauer um eine Neubestimmung des Phänomens der Krise, also darum, Gründe für Fragilität und Innovativität von Wertsystemen in der Moderne aufzuzeigen. Da sich politische Öffentlichkeit in der Moderne wesentlich über die Medien konstituiert, führt der Weg zum Verständnis von Krisen über die Rekonstruktion und «Vermessung» des öffentlichen Diskurses. Das innovative Vorgehen einer Rezeptionsforschung in Form der «Vermessung von Öffentlichkeit» erlaubt es, Medienereignisse als gesellschaftliche zu begreifen und liefert so die Grundlagen für eine kommunikationstheoretische Reformulierung von Gesellschaftstheorie.

Der Untersuchung zugrunde liegt eine Erfassung der jeweils zehn wichtigsten Ereignisse pro Medium (überregionale Printmedien der deutschen Schweiz) und Jahr. Die entsprechenden Evaluationen von Esther Kamber finden sich im Anhang der jeweiligen Bände. Auf der Basis dieser Daten wurden Medienereignishierarchien und Relevanzstrukturanalysen erstellt. Die so evaluierten Befunde wurden in Einzeluntersuchungen bzw. Fallbeispielen einer sozialpolitischen Deutung unterzogen.

Die Arbeiten des ersten Bandes verfolgen die Medienereignisse zwischen 1910–1940, die den Weg vom brüchigen Burgfrieden zur «Hochzeit» des Bürgerblocks und von der Wirtschaftskrise der 30er Jahre in den Zweiten Weltkrieg dokumentieren. Im Zentrum stehen die Themen Generalstreik und geistige Landesverteidigung. Dabei zeigt sich, dass dank der Medienanalyse die entscheidenden Ereignissen dieser Zeit teilweise neu gedeutet werden können. Hier sei nur der Generalstreik von 1918 erwähnt, den F. Horvath und M. Kunz ausgehend von den Ereignissen des Vorkriegsjahres 1912 neu deuten. Die Ursachen des Streiks werden dabei weniger im «Weltenbrand», sondern im Abbruch des freisinnigen Reformprojekts und seinen sozialpolitisch verheerenden Folgen ausgemacht. Auch A. Ernst und E. Wigger lassen den Generalstreik aufgrund einer Analyse v.a. parteipolitischer Ereignisse in einem neuen Licht erscheinen: «Das destabilisierte Bürgertum inszeniert sich den Generalstreik und glaubt daran. Die organisierte Arbeiterschaft spielt zögernd mit und muss daran glauben» (168).

Die im zweiten Band vorgelegten Beiträge konzentrieren sich auf die Medienereignisse der Jahre 1940–1960, welche die Geschichte der Schweiz von der geistigen Landesverteidigung über die Nachkriegs-

debatte zum Kalten Krieg begleiten. Leitend sind die Themen Volksgemeinschaft und nationale Bürgergesellschaft. Der Einleitungsbeitrag von H. Siegenthaler räumt dabei mit der Überzeugung auf, dass der Kalte Krieg die Konkordanz und den Wandel in der Wirtschaft förderte und arbeitet statt dessen die Differenz der Diskurse der Konkordanz und des Kalten Krieges heraus. K. Imhof macht anschaulich, wie die programmatischen, institutionellen und ideologischen Defizite, die zwischen 1942–1945 offenkundig werden, nach Kriegsende zur Abwendung von der modernisierten Schweiz und zur Hinwendung zum «Sonderfall Schweiz» führen. Ebenfalls um den Begriff «Volksgemeinschaft» kreist der Beitrag zur «Entstehung und Funktion einer nationalen Einheitssemantik in den 30er Jahren» (O. Zimmer). Diese wird nicht nur im Umfeld politischer Parteien, sondern unter Einschluss sozialer Bewegungen wie der «Nation» und der «Neuen Schweiz» untersucht. Anschlussfähigkeit und Exklusion werden zu Leitmodellen der Strukturbildung in der Krise (106ff.). Die «Nationale Bürgergesellschaft» im Krieg und in der Nachkriegszeit (1943–1955) untersucht H. Kleger am Beispiel der Nationalratswahlen. Er diagnostiziert am Ende dieser Jahre eine manichäische Grundstruktur der Schweiz, welche es erlaubte, diejenigen auszuschliessen, welche weder Moskau noch den «heiligen Freiheitsparteien» angehören. Ausgehend von der Differenzsemantik des West-Ost-Dualismus analysiert Imhof schliesslich die Re-Integration der Eidgenossenschaft im bürgerlichen Kampf gegen den Kommunismus. Die Wirksamkeit der Zuschreibungen des Bösen im öffentlich-politischen Raisonement wird dabei mit dem Aufstieg und Niedergang der PdA illustriert.

Der zuletzt erschienene Band konzentriert sich auf die Geschichte der Schweiz zwischen 1960–1975, einem Zeitraum, der von der Erosion des Antikommunismus zu

den Überfremdungsbewegungen und zur kulturrevolutionären 68-Bewegung führt. Im Zentrum stehen die Themen «Sonderfall» und «Überfremdung». Während der öffentlich politische Diskurs der 60er Jahre unter dem Zeichen von «Entstabilisierung, Zukunftsverlust und Komplexivitätsreduktion» steht, füllt der Befund einer «Helvetischen Malaise» in der NZZ des Jahres 1967 Begriffe wie «Komplexitätsexplosion und Strukturverlust» mit Leben. Dieser Malaise wendet sich Imhof zu. Entlang den Themen Kalter Krieg, Europäische Integration und Überfremdungsdebatte diagnostiziert er einen Bindungsverlusts des «Ost-West-Dualismus». Den Weg vom «Sonderfall zur Überfremdung» im gemeinschaftsideologischen Denken der 50er und 60er zeichnet G. Romano nach. Den Ausgangspunkt bildet die öffentliche Empörung bei Bekanntgabe des «Italienerabkommens», die mit einem ungeahnten Aufschwung der Überfremdungsbewegungen – insbesondere der «Nationalen Aktion» – zusammenfällt. Die kommunikative Vorleistung für diese Entwicklung ist, wie die Analyse zeigt, nicht in der Semantik sozialer Konflikte oder im technokratischen Überfremdungsdiskurs, sondern in einem «gemeinschaftsideologischen Aufbruch» der Schweiz zu suchen. Auch Kleger beschäftigt sich mit dem Selbstbild der Schweiz, und zwar in der Umdeutung vom Normalfall zum «Sonderfall», wie es im Mythos der bewaffneten Neutralität Niederschlag findet. «Sonderwege» sind dabei, wie Kleger hier deutlich macht, europa- und weltpolitische Normalfälle.

Soweit ein kurzer Überblick über die breit angelegten, bisher in drei Bänden vorliegenden Arbeiten zum Thema *Krise und sozialer Wandel*. Sie zeigen eindrücklich, wie der methodische Umgang mit Quellen die Sicht auf historische Ereignisse prägt: konkret, in welcher Weise eine nicht auf Archivadokumenten, sondern Medienergebnissen aufbauende Analyse zu brisan-

ten Neudeutungen des gesellschaftlichen Wandels führt. Dies gelingt vorzüglich für die Zeit vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende des Kalten Krieges, während die Analyse der Ereignisse, die der Kulturrevolution von 1968 vorausliegen, merkwürdig blass bleibt. Dieses Interpretationsdefizit hat möglicherweise mit den methodischen Grenzen einer auf Medienuntersuchungen aufbauenden Analyse gesellschaftlicher Fragen zu tun. So bleiben – in allen drei Bänden – die Ereignisse um die Frauenrechtsbewegung und die Diskussionen um das Frauenstimmrecht ausge-

blendet. Das wird sich hoffentlich mit dem nächsten Band ändern. Nicht nur aus diesem Grund kann man auf die Fortsetzung des Projekts gespannt sein. Schade zuletzt, dass sich die Autoren bei der Veröffentlichung ihrer Beiträge, die aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt hervorgehen, nicht für eine Vereinfachung des soziologischen «Jargons» entschlossen haben. Dies umso mehr, als die hochaktuelle Thematik von Krise und sozialem Wandel eine breite Leserschaft ansprechen dürfte.

Angelica Baum

Soziologie des Feuilletons Alfred Kerrs frühe «Berliner Briefe»

Alfred Kerr: Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt. Berlin, Aufbau-Verlag 1977; 768 Seiten, 73 Franken.

Er muss vielen auf die Nerven gegangen sein. Überliefert ist er als der grosse Berliner Theaterkritiker der Zeit des Naturalismus bis zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten (man sagte: «Kerr hat gelacht!», und das Stück war gerettet), als brillanter, witziger, aber auch in sich selbst verliebter Journalist, Kulturmensch und Geniesser. Berüchtigt waren seine Polemiken: Die zerstörerische mit Karl Kraus, die sich an einer durch Kerr öffentlich gemachten, heute uninteressanten, Klatschgeschichte vollends entzündet, deren Feuer aber wohl schon seit Kerrs Plagiatvorwurf an Brecht (dem dieser mit seiner bekannten Ausrede, der «grundsätzlichen Laxheit in Fragen des geistigen Eigentums» auswich) gemottet hatte. Wenn man die Pamphlete bei Kerr und Kraus heute wieder liest, sieht man, wie temperiert, bieder und witzlos, quasi mit qualitätsgeprüfter Schutzhülle, heute, wenn überhaupt, auf

Papier gefochten wird. Erwähnenswert, weil politisch interessant ist die Dreyfus-Polemik mit dem Herausgeber der «Zukunft» Maximilian Harden, den Kerr anfänglich achtete, dann aber zunehmend als gefährlichen Banausen präsentierte: Harden hatte sich im Zusammenhang mit dem Dreyfus-Prozess «dahin entschieden, dass der Fall Dreyfus als ein von jüdischen Interessenten inszenierter überflüssiger Rummel zu betrachten» sei. Kerr schrieb am 28. November 1897: «Übrigens war es dringend notwendig, dass gerade unser Harden der Sache in Deutschland eine antisemitische Wendung gab. Wie alles an ihm neu ist, auch die Bildung und die Zitate, die immer vom Sonntag bis zum Freitag fleissig erworben werden, so auch das arische Bewusstsein. Er ist seit mehreren Jahren ein gerichtlich eingetragener Arier¹.

¹ Der Begriff, der uns auch in seiner ironischen Anwendung hier befremdet, war offenbar mindestens bis zu seiner ideologischen Aufblähung im Dritten Reich kein Unwort. Er stammt von dem Rassentheoretiker Graf G. A. Gobineau, dem Verfasser des von der NS-Rassentheorie später aufgenommenen «Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen» (1853–6).

Die Zeiten, da er noch als ritueller Felix Wittkowski auf dem französischen Gymnasium die Grundlage für seinen Zitatenschatz zu erwerben verabsäumte, sind dahin ... Die Komik des Falls erkennt derjenige ganz, der Herrn Harden je hinter einer Logenbrüstung kokettieren sah und weiss, wie äusserst mangelhaft er getauft ist.»

Alfred Kerr selbst blieb ungetauft, «assimiliert» und bis zu den erniedrigenden Jahren der Emigration selbstbewusster Bürger – und Kritiker – des Reichs und dann der Republik. 1867 als Alfred Kempner in Breslau geboren, kam er 1887 als Student nach Berlin und begann schon 1891, in literarischen Zeitschriften zu schreiben, vor allem Theaterkritiken, später Feuilletons, weiter literarische und kulturkritische Essays, Reiseberichte und Gedichte. In Kerrs Zeitschrift «Pan» konnte auch der damals in Berlin lebende Robert Walser publizieren; Walser hat Kerr später in seiner letzten Schaffenszeit von Bern aus in seinem «Brief an Alfred Kerr» von 1927 ein ironisch klirrendes Prosastück gewidmet. «Kerr» war vorerst ein *nom de plume*, angeblich gewählt, um sich von seiner schreibenden Tante Friederike Kempner abzugrenzen, der als «schlesischer Schwan» in die Geschichte der Trivialliteratur eingegangenen Verfasserin der ergreifendsten unfreiwillig trivialen lyrischen Verse. Später wurde der Name Alfred Kerr amtlich registriert.

Das Zitat über Harden entstammt den «Berliner Briefen», die Kerr von 1895 bis 1900 wöchentlich für die bürgerlich-liberale (man ist keine 50 Jahre nach 1848) «Breslauer Zeitung» schrieb. In diesen Berliner Briefen, von Günter Rühle jetzt fast vollständig veröffentlicht und bereits nach einem knappen Jahr in der dritten Auflage herausgegeben, finden wir die Berliner Gesellschaft vom Hof bis zu den Hinterhöfen der späten Gründerzeit aufgelistet, abgebildet und dargestellt in einer

Weise, die zugleich sinnlich und unschuldig und andererseits bewusst, kritisch, oft polemisch und manchmal politisch ist. Kerr schreibt über Fontane, dem er im Berliner Westen auf der Strasse begegnet und den er bewundert, er schreibt über das Schlittschuhfahren und über Modetänze, er beschreibt Gesellschaften in der Art der höheren Klatschbase und im selben Text Kluges über Gesellschaftliches, über Theateraufführungen und deren Entstehung und Wirkung. Er ist ein Stadtmensch, ein Flaneur, wie ihn Walter Benjamin dreissig Jahre später beschrieben hat.² Er begeistert sich über den Frühling und reist im August 1986 nach London an den Sozialistenkongress. Seine Beschreibung der Leitfiguren Bebel, Jaurès, Victor Adler, Clara Zetkin ist von keiner Ideologie beeinflusst, sie zeigt die Agierenden wie im Film und ist ein umwerfendes und erhellendes Zeitdokument. Clara Zetkin, «die Heldin des Kongresses» wird als kraftvoll, «von eindringlicher Geschwindigkeit» beschrieben, aber auch als «gedrungene Blondine mit scharfen gealterten Zügen», deren Stimme «ein wenig piepst». Ihre Rede wird von französischen Genossen unterbrochen: «... und als sie gegen den Inhalt lärmend protestieren, so dass sie übertönt wird, sieht sie scharf hin und ruft ihnen entgegen: «Citoyens – si vous n'avez pas de regards pour une camarade de lutte, ayez des regards pour une femme!», worauf die Gallier hingerissen in wahnsinnigen, minutenlangen Beifall ausbrechen und der ganze Kongress mit ihnen.» Indem Kerr die verschiedenen Gesellschaften und Gesellschaftsschichten beobachtet und beschreibt, bekommen seine «Briefe» soziologischen Charakter. Die Soziologie wird aber mehr sinnlich als wissenschaftlich erfasst und soll von der

² «... das Wissen vom Wohnen ... Will man sich nun erinnern, dass nicht nur Menschen und Tiere, sondern auch Geister, und vor allem die Bilder wohnen, so liegt greifbar vor Augen, was den Flaneur beschäftigt und was er sucht. Nämlich die Bilder, wo immer sie hausen. Der Flaneur ist der Priester des *genius loci*.» Walter Benjamin: Die Wiederkehr des Flaneurs. *Literarische Welt*, 4.10.1929.

Anlage der Publikation her auch eher der Unterhaltung als dem Studium dienen. Der Ernst im Unernst ist aber das, was an diesem frühen Kerr interessiert und wohl auch den Erfolg dieser Publikation ausmacht. Natürlich lesen wir das alles vor dem Hintergrund der späteren Jahre, und es wirkt damit verbindlicher – so, wenn Kerr sich im September 1900 darüber ereifert, dass die Deutschen nicht mehr politisch, sondern nur noch «merkantil» seien und vor allem verdienen und genießen wollen: «Viele staunen, was dieses Volk sich gefallen lässt; was es Lächerliches an Worten und Unsinniges an Handlungen widerstandslos erträgt.» 1926 wird er über das Schmutz- und Schund-Gesetz schreiben: «Was? die beste Absicht hegt man?/Jugend-Zoten ist man feind?/Glaub es nicht. Den Esel schlägt man – / Doch der Reiter ist gemeint!/Immer pröder, immer rüder/Üben Büttel die Kritik:/Dazu gründeten wir, Brüder,/Eine deutsche Republik.»

Es passt nicht zu seinem (nur teilweise zutreffenden) Renommee als Impressionist und preziöser Feuilletonist (und als «melodischer Lustgreis», als den Brecht ihn qualifizierte), dass Kerrs Bücher mit den ersten Bücherverbrennungen der Nationalsozialisten vernichtet und geächtet

wurden und dass es schon vor der Reichstagswahl 1933 Morddrohungen gegen ihn gab, die ihn im Februar zur sofortigen Flucht aus Deutschland veranlassten³. Der Herausgeber der «Berliner Briefe» nennt es «liberale Widerständischkeit», was Kerr schon früh mit der Waffe der Kultur und der Kulturkritik gegen die engstirnige Politik des Kaisers und seiner Kanzler antreten lässt. Die Gesinnung allein war es aber nicht, die Kerr für die Nazis gefährlich machte. Kerr war mehr als widerständig: er war erfolgreich. Er wurde in allen Schichten gelesen und auch verehrt. So wurde ihm die Morddrohung von einem anonymen Verehrer mitgeteilt: es war ein Berliner Polizeibeamter. Dass Kerr im Pariser und im endlichen Londoner Exil die Basis seiner Existenz, die Sprache, und fast alle Publikationsmöglichkeiten entzogen wurden, auch der Erfolg, an den er sich so sehr gewohnt hatte, hat ihn erschöpft. Nach einem Schlaganfall hat er sich im Oktober 1948 auf einer Lesereise in Deutschland das Leben genommen.

³ Die Kinderbücher seiner Tochter Judith Kerr beschreiben die Jahre der Emigration aus der Sicht der heute noch in England lebenden Kinder Alfred Kerrs, Judith und Michael: «Als Hitler das rosa Kaninchen stahl» (1971), «Warten bis der Frieden kommt» (1975), «Eine Art Familientreffen» (1978).

Katharina Kerr